

Heinrich von Kleist, seine Jugend und die „Familie Schroppenstein“

nebst

einem bis dahin ungedruckten Stück aus „der Katechismus der Deutschen“.

Mich hat ein großer Sturm gefaßt, er beugt
Mein wankend Leben tief zur Gruft. —

Famil. Schropp. V. 1.

I.

Kein Name leuchtet heller aus der Vergangenheit unserer Stadt hervor, als der eines Dichters. Mit Stolz zeigen wir sein Grab und das erneuerte Denkmal ruft es dem aufwachsenden Geschlechte in die Seele, daß hier Ewald von Kleist, der Sänger und der Held, die Ruhestätte fand. Aber fast ganz verklungen ist die Erinnerung an den unglücklichen Heinrich von Kleist, den Dichter des „Räthchen von Heilbronn“ und des „Prinz von Homburg“. Und doch kann ihn unsere Stadt in einem ganz anderen Sinne den ihren nennen. Er ist hier geboren und erzogen, hier empfing er seine ersten Eindrücke und Anregungen, auf unserer Hochschule rang er nach Erkenntniß und sein Leben hindurch ist er mit Frankfurt durch verwandtschaftliche und andere Bande verknüpft geblieben. Beide Dichter sind erst durch ihren Tod den weitesten Kreisen bekannt geworden. Freilich Welch ein schneidender Gegensatz! Dort der Heldentod für das Vaterland und den großen König — hier ein verzweifelttes Leben gewaltsam geendet! Und unter welchen Umständen! Rang Heinrich von Kleist schon bei seinen Lebenszeiten vergebens nach Anerkennung, so hat der sittliche Makel, mit welchem er aus dieser Welt schied, die Würdigung seiner Dichtungen unendlich erschwert. Da ist es kein geringes Verdienst L. Tieck's, daß er durch wiederholten Hinweis auf die hohe dichterische Begabung Kleist's ihm einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte erobert und durch Darstellung seines Lebens den Abscheu, welchen man empfand, in Bedauern verwandelt hat*). Ein weiteres Verdienst erwarb sich Ed. von Bülow, indem er einer ausführlicheren Lebensbeschreibung die Briefe Kleist's an Wilhelmine, seine Braut, hinzufügte**). Und in unserer Zeit haben bedeutende Männer gewetteifert, dem Dichter das Herz seines Volkes zu erschließen: J. Schmidt durch die erneuerte Herausgabe seiner Werke und eine treffliche Einleitung zu denselben***); A. Koberstein durch die Veröffentlichung der Briefe, welche der Dichter an Ulrike, seine Schwester und Herzensfreundin geschrieben hat und welche uns einen noch

*) Kritische Schriften von L. Tieck, Bd. 2. S. 1—58., — B. 4. S. 26. —

***) Ed. v. Bülow, Kleist's Leben und Briefe. —

****) Herrn v. Kleist's gesammelte Schriften, herausgegeben von L. Tieck, revidirt, ergänzt und mit einer biographischen Einleitung versehen von Julian Schmidt.

tieferen Blick in das Innere seiner Seele gestatten*). Und endlich hat Rud. Köpfe seine politischen Schriften herausgegeben und den Beweis geliefert, daß der Schmerz über das zertrümmerte Vaterland die letzte Wurzel zerriß, die Kleist im Leben festhielt**). — Da mag es wohl nicht unangemessen sein, auch in der Vaterstadt sein Andenken zu erneuen. Frankfurt hat unter seinen Söhnen einen Dichter, welcher, sehen wir auf seine Beanlagung, berufen war, den ersten Kranz zu erringen. Der blieb ihm freilich versagt, denn die volle Befriedigung harmonischer Kunstschöpfungen giebt uns keines seiner besten Werke; bei allen stoßen wir auf einen wunden Fleck; jener Miston, welcher durch sein ganzes Empfinden zittert, klingt durch sein Dichten wieder. Die Harmonie, welche der eigenen Seele fehlt, kann er dem Werke nicht einhauchen. Aber sehen wir selbst auf den Erfolg seiner Jugendperiode — der Faden seines Lebens zerriß im 36. Jahre — wer ist denn unter allen unseren dramatischen Dichtern, der ihm den Platz nach einem Lessing, Göthe und Schiller streitig machen kann? Das zu erweisen, gestattet der Raum dieser Blätter nicht, ist auch nicht nöthig, denn der Genius kündigt sich überall von selbst an. Aber einem Vorurtheil zu begegnen, welches auch hier herrscht, gebietet die Pflicht. Kleist war nicht so ein leichtfertiges Genie, welches die Schranken der Sittlichkeit muthwillig überspringt, die Frucht des Lebens lüftern auspreßt und dann die Schale mit Hohn hinwirft. Einen ernstern Kampf um die edelsten Güter des Menschen, um Erkenntniß und Tugend hat schwerlich Jemand gerungen, und wer für Kämpfe der Art überhaupt ein Verständniß hat, darf nur aufmerksam in die Seele des Mannes schauen, der sich mit so schwerer Schuld belud, um den Stein aus der Hand zu legen. Durch Darlegung dieses Kampfes und seiner Einwirkung auf Kleist's Dichten ein richtigeres Urtheil über ihn in seiner Vaterstadt befördern zu helfen, das ist der einzige Zweck dieser Blätter.

Das Haus neben der Post, jetzt Gasthof zum „Prinz von Preußen“, war lange Zeit Eigenthum der Familie von Kleist. Hier wurde Heinrich den 10. October 1776 geboren***). — Sein Vater, Offizier beim Regiment Herzog Leopold von Braunschweig, ließ ihn mit einem Vetter im Hause unterrichten. Der Knabe war nach dem Zeugniß seines Lehrers „ein nicht zu dämpfender Feuergeist, welcher der Exaltation selbst bei Geringsfügigkeiten anheimfiel und wenn auch unstät genug, so doch jedesmal, wo es auf Bereicherungen seiner Kenntnisse ankam, mit bewunderungswürdiger Auffassungsgabe ausgerüstet, von Liebe und warmem Trieb zum Wissen beseelt; zugleich der offenste, fleißigste und anspruchloseste Kopf von der Welt.“ †) — Dieses Urtheil ist von Bedeutung, denn jede der hervorgehobenen Eigenschaften finden wir in dem Jüngling und dem Manne wieder. Jener Vetter, fleißig aber schwach beanlagt, konnte den hastigen Fortschritten Heinrich's nicht folgen; zum Tieffinn geneigt, verbitterte er sich das Leben und warf sich nach beendeter Lehrstunde oft weinend an die Brust des Lehrers. Später hat er seinem Leben gewaltsam ein Ende gemacht. Bei dem hohen Flug, den Heinrichs Geist in der Folge nahm, fragen wir gern nach den Anregungen, die er hier erhalten haben kann. Frankfurt war damals nicht blos Meßstadt, es war Universitätsstadt, und Universitäten erregen auch in solchen Kreisen ein geistiges Interesse, die der strengeren Wissenschaft

*) H. v. Kleist's Briefe an seine Schwester Ulrike, herausgegeben von A. Roberstein.

**) H. v. Kleist's politische Schriften, herausgegeben von R. Köpfe.

***) Das Haus wird durch eine Gedenktafel geschmückt werden.

†) Vergl. Willow, S. 4.

ferner stehen, auf die Jugend wirkt der Reiz des studentischen Lebens oft bestimmend für die Zukunft. Dazu war der Knabe ein Kleist und unter dem preußischen Adel ging das Wort: „Jeder Kleist ist ein Dichter!“ Und war es so lange her, daß Ewald so mächtig in den Gesichtskreis unserer Stadt gerückt war? Als die Marschin zu zahlreichem Volk an seinem Grabe ihre Begeisterung in Versen ergoß und das neue Denkmal mit dem Lorbeer schmückte, war Heinrich freilich erst 4 Jahr alt, allein in der Folge mußte ihm die Bedeutung des Schauspiels aufgehen. Und täglich konnte er von dem Denkmal lesen: „Unsterblich groß durch seine Tüder, der Menschenfreund, der Weise — Kleist.“ Im zwölften Lebensjahre wird der Knabe nach Berlin in eine Pension gegeben und verschwindet nun auf längere Zeit aus unserem Auge. Im Jahre 1792 trat er in ein Garde-Regiment zu Potsdam ein. Er stellte sich in diesem Verhältniß, erzählt Bülow, „als ein eleganter, lebensfrischer, junger Mann dar und zeichnete sich durch ein nicht unbedeutendes, wiewohl ganz unausgebildetes Talent zur Musik aus“. Seine Liebe zu dieser Kunst zog ihm einst wegen einer Dienstvernachlässigung Arrest zu. *) Wenn es wahr ist, was Bülow aus dieser Zeit erfuhrt, so leistete der Kreis, in dem Kleist sich bewegte, in Ausführung launiger Streiche das Mögliche. Man stritt einst, wie lange man wohl ohne einen Groschen Geld in der Welt fortkommen könne. Kleist, seine Schwester und zwei Freunde beschlossen den Versuch; in der Verkleidung armer Musikanten zogen sie 8 oder 14 Tage auf dem Lande umher und spielten auf Bauernhöfen und in Dorfschänken. — In seinem Regiment machte Heinrich den Rheinfeldzug mit. Er tritt uns hier zum ersten Mal persönlich entgegen in einem Briefe an seine Schwester Ulrike. Sie war stets die Vertraute des Bruders, sie hat ihn sein Leben hindurch mit allen seinen Schwächen und Härten in der aufopferndsten Liebe getragen, dafür wird ihr Name genannt werden, so lange das Andenken des Dichters lebt. Das ist der Dank des Bruders. Bedeutend für seinen künftigen Entschluß sagt er in diesem Briefe: „Gebe uns der Himmel Frieden, damit wir die Zeit, die wir hier so unmoralisch tödten, mit menschenfreundlicheren Thaten zahlen können!“ Diese Abneigung gegen seinen Stand wuchs, als er dem Garnisonleben wiedergegeben war. Eine große Revolution, in seinem Innern längst vorbereitet, kam zum Ausbruch. Er vernachlässigte sein Aeußeres, verschwand aus der Gesellschaft. Man schrieb einem kurzen Liebesverhältniß zu, was einen viel tieferen Grund hatte. Er wirft sich auf das Studium der Mathematik und Logik, weiß endlich die Entlassung aus dem Dienste durchzusetzen und nimmt sein Schicksal in die eigne Hand. Ein Brief an seinen alten Lehrer giebt uns über die Motive Aufschluß. ***) Sein Entschluß fließt zunächst aus dem Bestreben glücklich zu sein, seine Begriffe von Glück sind freilich grundverschieden von den Meinungen der Menge. Er übt sich unaufhörlich, das wahre Glück von allen äußeren Umständen zu trennen und es nur als Belohnung und Ermunterung an die Tugend zu knüpfen. Zwar erscheint dabei die Tugend nicht in ihrer höchsten Würde, aber die Tugend um der Tugend willen zu üben, das mag Eigenthum einiger wenigen schönen Seelen sein. Ihm ist sie Mittel zum Glück. Und diese Tugend? Sie ist ihm ein hohes, erhabenes, unnennbares Etwas, für das er vergebens ein Wort und ein Bild sucht. Und doch strebt er diesem unbegriffenen Dinge nach mit der innigsten Innigkeit seiner Seele. Zu diesem Ziel ist moralische Ausbildung nöthig,

*) Bülow, 6 u. 7.

**) Roberstein, S. 4.

***) Bülow 85 u. f.

welche ihm der Soldatenstand nicht geben kann, denn mit ihm disharmonirt sein ganzes Wesen. Alle Wunder militairischer Disciplin, der Gegenstand des Staunens aller Kenner, sind ihm Gegenstand der herzlichsten Verachtung. Der Mensch und der Offizier sind in ihm in beständigem Conflict. Den Soldatenstand muß er also verlassen, weil er seine moralische Ausbildung hindert, welche ihm heilige Pflicht ist. Von seiner Zukunft hat er kein Bild; muß er ein Brodstudium ergreifen, so beruhigt ihn sein guter Wille, keine Art der Arbeit zu scheuen, wenn sie nur ehrlich ist. So steht sein Entschluß fest, zunächst in Frankfurt seine vorbereitenden Studien zu vollenden, um sich dann in Göttingen der höheren Theologie, der Mathematik, Philosophie und Physik zu widmen. Was sich noch heute gegen diesen Entschluß sagen läßt, ist ihm damals von Verwandten und Freunden eindringlich aber vergebens vorgestellt worden. Der junge unbemittelte Edelmann verläßt eine Stellung, welche ihm Ehre und Ruhm, wenigstens eine sorgenfreie Zukunft verheißt, um auf den hohen Wellen des Lebens ein unbekanntes Eiland aufzusuchen. Uns rührt diese sittliche Begeisterung, aber wir ahnen Böses. Das ist ja das Tragische im Leben des Menschen, daß er in den Augenblicken der Begeisterung, wo er Alles dem Gedanken zu opfern bereit ist, nicht bloß gegen äußere Umstände blind ist, die ihm den Weg verlegen werden, sondern besonders gegen die Hemmnisse, die in ihm selbst wurzeln, gegen die Triebe, die ihm unbewußt im Innern schlummern. Kleist war über sich selbst in vielfachem Irrthum. Mit dem wahren Geiste der preussischen Armee ist er sein Leben lang im Einklange gewesen, er hat ihm in der Folge ein schönes dichterisches Denkmal gesetzt. Er warf hier den Kern mit der Schale fort. — Die Gefahren, die ihn auf seiner neuen Laufbahn erwarteten, lagen am Tage; zunächst seine Unklarheit über die nächsten Ziele. Dann kehrte er nach Frankfurt in seine Familie zurück, in die Traditionen einer altadeligen Familie; gewiß für seinen Entschluß, keinen ehrlichen Broterwerb zu scheuen, nicht ein förderlicher Boden. Dann war er für seine wissenschaftlichen Studien ungenügend vorbereitet und bei seiner hastigen Art, vorwärts zu schreiten, bereiteten sich ihm qualvolle Stunden.

So begann er 1799 seine Universitätsstudien in unserer Stadt. Eine alte Tante leitete das Hauswesen der Geschwister. Gefelliges, heiteres Leben empfing ihn, es wollte des Scherzes und der Lust oft kein Ende nehmen. Auch Heinrich gab sich kindlich ausgelassen dem neuen Leben hin. Allein die Umgebung bemerkte wunderliche Erscheinungen an ihm; plötzlich in der lachendsten Heiterkeit besiel ihn der düsterste Ernst: sein Wesen gab sich oft in unheimlicher Weise kund. Er versinkt in sich selbst, er hat in der Gesellschaft die Täuschung des Alleinseins, fängt an, sich zu entkleiden. *) Man lachte damals über diese Zerstreutheit, aber sie war das Sympton einer Krankheit. Kleist fühlte sich bald sehr unglücklich. Sein erhabenes Ziel begreift Niemand, er darf sich nicht einmal mittheilen. Bei der angestrengtesten Arbeit hat er das Glück nicht gefunden, denn bei den ewigen Folgern und Beweisen verlernt das Herz zu fühlen. Täglich wenigstens müßte er ein gutes Gedicht lesen, ein sanftes Lied hören, ein schönes Gemälde sehen oder ein herzliches Wort mit einem Freunde reden. Verstanden möchte er werden, verstanden wenigstens von einer Seele! Aber die tausend Bande, die den Menschen an den Menschen knüpfen, gleiche Meinungen, gleiches Interesse, gleiche Wünsche, Hoffnungen und Aussichten knüpfen ihn nicht an sie. Seine Interessen sind den ihrigen so fremd, daß sie gleichsam aus den Wolken fallen, wenn sie etwas davon ahnen, und doch sind diese Interessen

*) Willow, 10 u. f.

ihm von der Religion, von seiner Religion geboten. Damit spielt er eine traurige Rolle unter den Menschen; Aengstlichkeit, Bekommenheit treiben ihn immer tiefer in die Vereinsamung.*) Dennoch brachte er in den engern Kreis seines Umganges ein neues Leben. Mit der Bildung der jungen Damen nahm er es sehr ernst; entrüstet über die Nachlässigkeit im Gebrauch der Muttersprache gab er ihnen Unterricht, ließ sie Aufsätze machen und las ihnen vor; er hielt ihnen Vorträge über Kulturgeschichte, wozu er sich eigens ein Katheder bauen ließ. Auch ihren geselligen Spielen wußte er eine geistige Richtung zu geben. Gewiß auf seine Veranlassung ist es geschehen, daß die Damen sich entschlossen, beim Professor Wünsch ein Kollegium über Experimental-Physik zu hören. Was die eigenen Studien anlangt, so hörte er bei Huth und Wünsch — den letzteren schätzte er sehr hoch — Mathematik und Physik, bei Hüllmann Kulturgeschichte. Außerdem beschäftigte ihn die Philosophie, besonders die Kantische. Poetisch hat er sich nur in Gelegenheits-Gebichten versucht, von denen eins an seine Schwester sich aus dem Jahr 1800 erhalten hat. Mit Begeisterung las er Schiller; in demselben Jahr schickt er seiner Schwester den Wallenstein, dessen Inhalt gelernt, nicht gelesen werden müsse. Er ist unentschieden, ob er Wallenstein höher stellen soll, als Don Carlos.

Es war die Familie des General von Zenge, in welcher Kleist zuweilen recht froh wurde; die älteste Tochter desselben, Wilhelmine, offenbarte ihm einen feineren Sinn, der für schönere Eindrücke zuweilen empfänglich war.***) Er war zufrieden, wenn sie ihn mit Interesse anhörte, obgleich er nicht viel von ihr wieder erfuhr. Sie wurde seine Braut, zunächst im Geheimen, damit Vettern und Vasen dem Verhältniß nicht den Reiz nahmen. Kleist suchte in seiner qualvollen Vereinsamung nach einem Wesen, in dessen Brust seine Empfindungen ein Echo fänden; Ulrike mit ihrer hingebenden Liebe hat ihn in seiner wunderlichen Stimmung mehr getragen, als begriffen. Das konnte auch Wilhelmine nicht: wer konnte dieses räthselhafte Wesen auch begreifen? Jedenfalls griff dieses Ereigniß bedeutend in sein Leben ein, er mußte nun die Zukunftsfrage ernstlich in Erwägung ziehen. Mochte er persönlich jeden rechtlichen Erwerb für ehrenhaft halten, durch die Verbindung mit der Tochter des Generals war er gezwungen, ein Amt zu suchen, das ihrem Stande entsprach. So erklärt sich der Sprung, den er plötzlich aus seiner idealen Welt hinaus that. Er sieht seine Zukunft in der Diplomatie, er hofft in kurzem einen Gesandtschaftsposten und geht nach Berlin, um die Ausführung des neuen Planes vorzubereiten. — Er fand dort in einem gebildeten Kreise eine entgegenkommende Aufnahme. Ernst von Pfuel, Rühle von Lilienstern zogen ihn besonders an; am innigsten aber befreundete er sich mit dem jungen, gefühlvollen Brockes, einem Mecklenburger. Mit diesem verweilt er längere Zeit in Würzburg. Der Zweck der Reise ist heute noch nicht aufgeklärt. Er spricht selbst gegen Ulrike, welche ihm die Mittel dazu schaffen mußte, so ungemein geheimnißvoll und doch so wichtig davon, als ständen bedeutende Dinge auf dem Spiele. Nach Berlin zurückgekehrt, durfte er den Sitzungen der technischen Deputation des Finanz-Ministeriums beiwohnen, im nächsten Frühjahr sollte er sich über die Annahme eines Amtes bestimmt entscheiden. So sahen ihn die Seinen im Geiste einem sicheren Hafen zutreiben; eine kurze Weile, um dann einen neuen furchtbaren Sturm zu erleben, der ihn vollends aus der Lebensbahn hinauswarf. Durch seine angestrengten Studien war seine Gesundheit untergraben, Studien, die nicht nur den Kopf angriffen, sondern

*) Brief II. bei Roberstein.

**) Roberstein, II. Brief.

das Herz in fieberhafter Bewegung erhielten. Am Ende des Winters 1800 kommt er zu dem Schluß, daß es ihm unmöglich sei, ein Amt anzunehmen. Er kann nicht eingreifen in ein Interesse, das er mit seiner Vernunft nicht prüfen kann, er fühlt sich zu ungeschickt, ein Amt zu führen. Es würde ihn auch nicht glücklich machen, selbst das eines Ministers nicht. Alles läuft ja nur nach Erwerb, und er verachtet den ganzen Bettel von Glück, zu dem das führt. — „Ach, Du weißt nicht, Ulrike, schreibt er an seine Schwester, wie mein Innerstes oft erschüttert ist — Du verstehst es doch nicht falsch? Ach, es giebt kein Mittel, sich ganz verständlich zu machen und der Mensch hat von Natur keinen andern Vertrauten, als sich selbst.“*) Was ihm diesen Kampf so sehr erschwerte, war das Verhältniß zu seiner Braut. Er hatte das arme Mädchen in seine unglückliche Bahn hineingerissen, er sieht in der Vereinigung mit ihr sein höchstes, sein einziges Glück, aber er verzweifelt an sich selbst. Mit krampfhafter Ruhe theilt er ihr seinen Entschluß mit, aber wir fühlen das Erzittern seiner Seele. Was nun? Am liebsten möchte er ein akademisches Lehramt, dann schlägt er vor, nach Frankreich zu gehen, er will die Kantische Philosophie in das „neugierige Land“ verpflanzen. — „In seiner Seele ziehen die Gedanken durcheinander, wie Wolken ein Ungewitter, Gedanken kämpfen mit Gedanken, Gefühle mit Gefühlen.“ — Sein Seelenzustand offenbart sich ungehaltener in seinen Briefen an Ulrike. Er fühlt sich wieder vereinsamt, unendlich unglücklich. Er möchte gern thun, was recht ist; „was soll man aber thun, wenn man dies nicht weiß?“ — „Ach es giebt eine traurige Klarheit, mit welcher die Natur viele Menschen, die an den Dingen nur die Oberfläche sehen, zu ihrem Glücke verschont hat. Sie nennt mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jeder Handlung den Grund — sie zeigt mir alles, was mich umgiebt und mich selbst in seiner armseligen Blöße und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieser Nacktheit. — Dazu kommt bei mir eine unerklärliche Verlegenheit, die unüberwindlich ist, weil sie wahrscheinlich eine ganz physische Ursache hat.“ Er fühlt sich schwach wie ein Kind, gelähmt an allen Gliedern, er kann nicht frei handeln, er muß das Große versäumen, weil er voraussieht, daß er nicht Stand halten wird.***) In diesen qualvollen Zuständen hatte Kleist bis dahin eine Zuflucht in den Wissenschaften gefunden. Auch sie sollte ihm entrissen werden. Als Knabe hatte ihn ein Gedanke Wielands, daß Vervollkommnung der Zweck der Schöpfung sei, im Innern berührt; Bildung, Erkenntniß wurden seitdem die Leitsterne seines Strebens. Kein Wunder, daß er sich lebhaft auf die Wissenschaft geworfen hatte, welche nach dem letzten Grunde aller Dinge fragt. Die Kantische Philosophie war der Gegenstand seines eifrigsten Studiums und gerade sie sollte ihn vernichten mit ihrem Resultat über das menschliche Erkenntnißvermögen. Wir erkennen nach Kant die Dinge nicht, wie sie wirklich sind, sondern nur ihre Erscheinung d. h. wie sie sich uns durch das subjective Mittel von Raum und Zeit kundgeben. „Wie sieht es aus in deinem Innern?“ hatte ihn Wilhelmine gefragt. Die Antwort endet mit einem Verzweiflungsschrei. „Wenn alle Menschen statt der Augen grüne Gläser hätten, so würden sie urtheilen müssen, die Gegenstände, welche sie daraus erblicken, seien grün, und nie entscheiden können, ob das Auge ihnen die Dinge zeige, wie sie sind, oder ob es nicht etwas zu ihnen hinzuthue, was nicht ihnen, sondern dem Auge gehöre. So es ist mit dem Verstande. Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft

*) Koberstein 46.

**) Koberstein 49.

Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint. Ist es das letztere, so ist die Wahrheit, die wir hier sammeln, nach dem Tode nichts mehr und alles Bestreben, ein Eigenthum sich zu erwerben, ist vergeblich. Wenn die Spitze dieses Gedankens dein Herz nicht trifft, so lächle nicht über einen Anderen, der sich tief in seinem heiligsten Innern davon verwundet fühlt. Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, ich habe keins mehr.***) An demselben Tage drückt er gegen Ulrike dieselbe Verzweiflung fast mit denselben Worten aus. Von dieser Stunde an mag er kein Buch mehr anrühren; er sucht bald die Einsamkeit, bald die lauteste Zerstreuung, aber überall verfolgt ihn der Gedanke, den seine Seele mit glühender Angst verarbeitet: „Mein höchstes, mein einziges Ziel ist gesunken.“ In unserer Zeit begreift sich diese Verzweiflung schwer, allein damals erregte die Philosophie die Gemüther auf das Lebhafteste. Wie man in der Reformationszeit subtile dogmatische Fragen nicht nur von der Kanzel und dem Katheder herab behandelte, wie heute der Staat Gegenstand allseitiger Erörterung ist, so philosophirte man zu Kleist's Zeiten über den letzten Grund der Dinge in Gesellschaften, auf der Straße, beim Strickstrumpf. Die Lösung der gebildeten Welt hieß Erkenntniß und Vervollkommnung. Die Auditorien der Professoren der Philosophie konnten die Zuhörer nicht fassen, Vorzimmer und Gänge waren vollgepfropft, man legte von außen Leitern an die Fenster, um ein Plätzchen zu gewinnen.***) Damals, sagt J. Schmidt, erregte der Gedanke, daß man das Absolute nicht erkennen könne, noch Entsetzen.***) Bei Kleist wirkte er vernichtend, ihm wankt alles, was feststand, Erkenntniß, Tugend und Glück. Die Stimme im Innern sagt ihm nicht mehr deutlich, was recht ist, er secirt, so zu sagen, die eigene Seele und findet, wovor ihm graut. Wahrlich, wer wie Kleist nach Erkenntniß und Tugend gerungen hat und so gescheitert ist, dem bleibt die Verzweiflung — oder der Glaube. Der Glaube blieb Kleist versagt, das Bedürfniß hat er empfunden. Er trat später in Dresden in die katholische Kirche; sein Herz wurde gewaltig bewegt. An den untersten Stufen des Altars kniet ein gemeiner Mensch, betend mit Inbrunst — er glaubte. „Ich hatte, schreibt Kleist, eine gewaltige Sehnsucht, mich neben ihn hinzuwerfen und zu weinen. Ach nur einen Tropfen Vergessenheit und mit Wollust wäre ich katholisch geworden.†) — Von dieser Zeit an irrt er haltlos in der Welt umher. Er tritt mit Ulrike eine Reise nach Paris an. Ueber Dresden, Leipzig nach Halberstadt, wo sie Gleim gastlich empfing und viel von Ewald zu erzählen wußte; durch den Harz, über Frankfurt, Köln erreichte man Paris. Aber die große Stadt brachte ihm keine Ruhe, die Entfittlichung der Nation widerte ihn an. Die Wissenschaften reizten ihn auch hier nicht, da er wußte, daß sie weder besser, noch glücklicher machen. Dazu drückt ihn das Verhältniß zu seiner Braut; er ringt nach einem neuen Lebensplan. Endlich ist der Entschluß gefaßt. Mit dem Reste seines Vermögens will er einen Bauernhof in der Schweiz kaufen, er träumt von einem reinen Glück an der Seite Wilhelminens.

*) Bülow 156.

**) Den Mitbürgern wird die Notiz interessant sein, daß man in Frankfurt vor hundert Jahren außer in Neßunternehmungen nebenbei auch etwas in Philosophie spekulierte. Die Stadt hatte durch den 7jährigen Krieg schwer gelitten. Da bittet sie den König durch eine Deputation um einen berühmten Professor und zwar einen Philosophen, der die reichen Studenten nach Frankfurt ziehe. Friedrich gab ihnen den Georg Daries. Sein Grab liegt neben dem Ewald von Kleists.

***) J. Schmidt, Einleit. XXII.

†) Bülow, Briefe 177.

Ob er in der Familie den verlorenen Frieden wieder gefunden hätte, wer will das ermesſen? Wilhelmine hatte Grund, den Erfolg zu bezweifeln und theilte Kleiſt die Mißbilligung der Eltern ſchonend mit. In Folge deſſen löſte ſich das Verhältniß, gewiß zum Glücke Wilhelminens, auf. Kleiſt ging in der That nach der Schweiz; die Unruhe der Zeiten hinderte ihn aber in der Ausführung ſeines Planes. Dagegen eröffnete ihm dieſer Aufenthalt das Feld der Dichtung. Er wurde mit einem Kreiſe heiterer, angeregter Männer bekannt, u. A. mit Fſchocke, L. Wieland, dem Sohne des Dichters, und dem jungen Gefner. — In einem poetiſchen Wettkampfe, den er mit ihnen einſt einging, errang er den Preis mit dem Luſtſpiel „der zerbrochene Krug.“ Dann finden wir ihn auf einer Inſel des Thuner-Sees in der größten Einſamkeit. Aber er iſt heiterer, denn er hat in ſich die dichterische Begabung entdeckt und es eröffnet ſich ihm ein ganz neuer Horizont. Er arbeitet wieder mit Freude, denn die Arbeit ſoll ihn aus der freiwilligen Verbannung befreien; die läſtigen Geldverlegenheiten werden ein Ende haben. Er hofft auf Erwerb durch ſchriftſtelleriſche Erzeugniſſe. Wahrscheinlich war es die Familie „Schroffenſtein“, an der er arbeitete. Aber eine heftige Krankheit warf ihn nieder, Ulrike kam, pflegte ihn und führte ihn nach Deutschland zurück. Wir finden ihn in Jena und Weimar wieder, wo damals Göthe und Schiller vereint wirkten. Was hätten ſie ihm nicht werden können! Aber Göthe behagte ſeine Natur nicht, Schiller empfing ihn zwar freundlich, doch war es einzig Wieland, der ſich ſeiner annahm und ihm in Osmannſtadt auf Monate ſein gaſtliches Haus öffnete. Wir beſitzen aus dieſer Zeit einen merkwürdigen Brief Wieland's über ihn: „Etwas Räthſelhaftes, Geheimnißvolles, das tiefer in ihm zu liegen ſchien, als daß ich es für Affectation halten könnte, hinderte einen offenen Verkehr.“ Unter den Sonderlichkeiten Kleiſt's bemerkte Wieland eine ſeltſame Zerſtreutheit. Ein einziges Wort ſchien in ihm eine ganze Reihe von Ideen, wie ein Glockenſpiel anzuziehen, daß er nichts mehr von dem, was man ihm ſagte, hörte. Eine andere Eigenschaft ſchien zuweiſen an Verrücktheit zu grenzen. Er murmelte bei Tiſche häufig etwas zwiſchen den Zähnen und hatte die Miene des Alleinſeins. Endlich brachte Wieland heraus, daß er an einem Trauerſpiele „Tod Guiskards des Normannen“ arbeitete und erreichte mit Mühe, daß er ihm etwas daraus vorlas. „Ich geſtehe, ſagt Wieland, daß ich erſtaunt war und ich glaube nicht zu viel zu ſagen, wenn ich verſichere: wenn die Geiſter des Aefchylus, Sophokles und Shakspeare ſich vereinten, eine Tragödie zu machen, es würde das ſein, was Kleiſt's Tod Guiskards des Normannen iſt, ſofern das Ganze dem entſpräche, was er mich daraus hören ließ.“*) Der Eindruck, den das Werk auf Wieland machte, war in der That ein gewaltiger. Kleiſt ſchreibt darüber an ſeine Schweſter: „Als ich meine Tragödie dem alten Wieland mit großem Feuer vorlas, war es mir gelungen, ihn ſo zu entſtimmen, daß mir über ſeine innerlichen Bewegungen vor Freude die Sprache verzog und ich zu ſeinen Füßen niederſtürzte, ſeine Hände mit heißen Thränen überſtrömend.**)“ Wenn unſer Kleiſt Wieland dazu beſtimmt ſchien, die Lücke in unſerer dramatiſchen Literatur auszufüllen, die ſelbſt durch Göthe und Schiller noch nicht ausgefüllt ſei, ſo war dieſe Hoffnung, wie wir aus den vorhandenen Jugendwerken Kleiſt's urtheilen dürfen, keine übertriebene. Der junge Dichter hatte damals vielleicht die glücklichſten Stunden ſeines Lebens. „Mein liebes

*) Bilkow 35.

**) Koberſtein 82.

Ulrichen, schreibt er an seine Schwester, der Anfang meines Gedichtes, das der Welt deine Liebe zu mir erklären soll, erregt die Bewunderung aller Menschen, denen ich es mittheile. O Jesus! Wenn ich es doch vollenden könnte! Diesen einzigen Wunsch soll mir der Himmel erfüllen, dann mag er thun, was er will.“*)

Auch dieser Wunsch blieb ihm versagt. Er selbst hat den Guiskard vernichtet, so daß wir nur ein Bruchstück davon besitzen. In dieser Zeit aber erschien die Familie Schroffenstein im Druck.

II.

(Vergleiche Tielks kritische Schriften II., 26–35. 3. Schmidt Einleitung 40–58.)

Es war im Jahre 1803, als die Freunde in der Schweiz diese Tragödie, ohne den Namen des Verfassers zu nennen, herausgaben. Damals rissen Schillers glänzende Dramen einen Theil der Mitlebenden in die lichten Höhen der Begeisterung; ein anderer erquickte sich an Göthe's ruhiger Tiefe; ein dritter sah in dem aufgehenden Stern der romantischen Richtung die Sonne, welche einen neuen Tag der Dichtung verkündete; ein vierter endlich, und das war der zahlreichste, fand seine Befriedigung in den flachen aber geschickten Stücken Kogebues. In demselben Jahre, in welchem „die Familie Schroffenstein“ herausgegeben ward, errang Zacharias Werner mit seinem Trauerspiel „die Söhne des Thales“ lebhafteste Bewunderung. Es ist das die „bizarrste Leistung des romantischen Mystizismus“ und Werner hat das Stück selbst den „Klingklang seiner Schellen“ genannt. Kleist folgte keiner der bezeichneten Richtungen; originell, wie wir ihn in seinem Empfinden und Denken erkannt haben, war er in seinem Dichten. Die Schroffensteiner gingen fast unbemerkt an den Zeitgenossen vorüber und sie bleiben für alle Zeiten ein verfehltes Werk. Dennoch ist das Stück sehr merkwürdig: der erste Schuß des jungen Dichters war meisterhaft gezielt; aber losgedrückt mit einer Hand, welche zitterte in der fieberhaften Erregung einer durch und durch kranken Seele.

Es fällt sogleich eine Verwandtschaft der Familie Schroffenstein mit Romeo und Julie in das Auge. Dort, wie hier, zwei Liebende, welche den Verhältnissen zum Trotz im Geheimen den Bund der Herzen schließen. Aber bei dem großen Dritten ist die Liebe der Mittelpunkt der Handlung und jener Familienhaß nur der Abgrund, an dessen schauerlichem Rande die Liebenden, den trunkenen Blick in eine andere Welt gerichtet, verblendet wandeln, und der sie beim ersten Straucheln verschlingen muß. Bei Kleist dagegen bildet der Zwist verwandter Familien den Kern des Stückes; getrieben von der finstersten der menschlichen Leidenschaften, dem Argwohn, und in ihm sich mehr und mehr verblendend, arbeiten sie der Selbstvernichtung zu, und die Liebe der Kinder ist in diesem tobenden Meere nur ein liebliches Eiland, an dem die wilden Wogen sich brechen könnten. Aber sein Grund ist kein Fels; die Brandung der Leidenschaft wirft die Liebe unbedachter und rathloser Kinder hinein in das allgemeine Grab. Das Stück ist mehr dem Othello verwandt, der Tragödie der Eifersucht, dieser zerstörenden Leidenschaft, die auf geeignetem Boden angefacht und genährt, den Menschen zur Selbstvernichtung treibt; nur daß bei Kleist der Argwohn im Allgemeinen, der Argwohn der Männer, Mittelpunkt des Gedichtes ward. In den Worten, welche der Dichter dem einen der beiden Grafen Schroffenstein in den Mund legt, spricht er das Thema des Stückes aus:

*) Koberstein 73.

„Der Argwohn ist die schwarze Sucht der Seele,
 Und Alles, auch das Schuldlosreine zieht
 Für's kranke Aug' die Tracht der Hölle an,
 Das Nichtsbedeutende, Gemeine, ganz
 Alltägliche, spitzfindig, wie zerstreute
 Zwirnfäden wird's zu einem Bild gefnüpft,
 Das uns mit gräßlichen Gestalten schreckt. (I. 2.)“

Das Mißtrauen zwischen zwei benachbarten und nahe verwandten Familien in seinen unheilvollen Folgen, in seinem Fortschreiten bis zur Vernichtung beider zu zeigen, ist gewiß für eine Tragödie eine weit schwierigere Aufgabe, soll der Zuschauer zur lebhaften Theilnahme angeregt werden, soll er die ungeheure Macht dieser Leidenschaft begreiflich finden, als jene Eifersucht, die zur verzehrenden Flamme wird, wo der Mann den Altar seines Heiligthums geschändet wähnt. Und wie hatte sich Shakespeare den Boden bereitet, auf welchem Jagos Drachensaat aufgehen mußte! Der als Feldherr unentbehrliche, als Mohr verachtete Othello, im Besitz des schönsten Weibes, der Tochter des Senators von Venedig; dazu diese Ehe, auf Entführung gebaut und von dem Fluche des Vaters verfolgt! Zwischen den beiden Familien Schroffenstein steht nichts, was sie gegen einander treibt, als ein Etwas, welches ganz außerhalb ihres Verschuldens liegt, ein alter Erbvertrag, „kraft dessen nach dem gänzlichen Aussterben des einen Stammes, das gänzliche Besitztum desselben an den andern fallen sollte“ (I. 1.). Dieser Erbvertrag, der zur Sache gehört, „wie der Apfel zu dem Sündenfall“, das Interesse, welches das eine Haus an dem Erlöschen des andern hat, wird zur bewegenden Macht des Stückes, zum Gespenst, welches den Familien keine Ruhe läßt. Und endlich tritt im Othello eine bewußte feindliche Macht an den Helden heran; Jago umstrickt ihn mit einem Meisterstück von Teufelei und hegt ihn ins Verderben. Bei Kleist's Schroffensteinern keine persönliche Bosheit, die sie gegen einander treibt; eher versöhnende Einwirkungen. Unser Dichter hatte sich die sehr schwierige Aufgabe gestellt, zu zeigen, wie der Argwohn, aus einem Nichts entspringend, zur Flamme wird, die aus dem Luftzug, welchen sie selbst schafft, neue Nahrung zieht und so zur furchtbaren Feuersbrunst erwächst; uns begreifen zu lassen, wie diese Leidenschaft ein ganzes Geschlecht mit Blindheit schlägt; selbst die wenigen Sehenden mit einem Zauberringe umschmiedet, im Kreise dreht, daß sie mit offenem Auge verwirrt dastehen. Daß die Lösung dieser Aufgabe in ihrem größeren Theile dem jungen Dichter gelang, daß er auch den Zuschauer in diesen Zauber zu bannen weiß, das ist für seine große Begabung ein sprechendes Zeugniß.

Mit großem Geschick benützt er jenen dämonischen Zug im Charakter des Volkes, welches, wie Jedermann weiß, so begierig das Entsetzliche glaubt und auf den Schatten eines Verdachtes hin in der Gestaltung blutiger Thaten eine so grausame Virtuosität übt. Die beiden Familien haben zunächst nur darin gefehlt, daß sie den eigenen Verdacht, wofür doch stets der rechte Beweis fehlte, nicht in der Brust verschlossen, daß sie unvorsichtig ein Wort hinwarfen, das auf einen nur allzu fruchtbaren Boden fiel. Was Graf Sylvester, der vorurtheilsfreie Schroffensteiner, seiner Gattin verweist:

„Dem Pöbel, diesem Staarmag — diesem
 Hohlspiegel des Gerüchts — diesem Käfer
 Die Kohle hinzuwerfen, die er spielend
 Auf's Dach des Nachbarn trägt. — (I. 2.)“

dieses leichtsinnige Aussprechen unerwiesenen Verdachtes, welcher dem Volke sofort zur Gewißheit wird, hat die ganze Luft in Kossitz und in Warwand mit einem Gift des Argwohns erfüllt, welches die Glieder der Familien nun mit jedem Athemzuge einsaugen müssen. Der Argwohn hat die beiden Häuser für's Erste nur auseinander gehalten, den Verkehr, den Austausch der wahren Gesinnungen verhindert. Nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, „bei Hochzeiten nur, bei Taufe, Trauer, oder wenn's sonst was Wichtiges giebt“, ist der Bote hinübergekommen. Aber gerade diese Veranlassungen haben die Flammen geschürt. Als Graf Rupert einst krank ward, Tage schon in Ohnmacht lag, da griff, so erzählte der Mund des Volkes, Sylvester schon zum Erbe und als jener genas, da hätte der Tod in Warwand keine größere Trauer erwecken können, als die böse Nachricht, und so oft Rupert ein Junfer geboren ward, soll Sylvester erblaßt sein. Auch in Warwand zweifelte Niemand an den verruchten Anschlägen gegen die gräfliche Familie. Da ist plötzlich ein Knabe gestorben, die bösen Flecke am Leibe, die schnelle Verwesung, der Bote aus Kossitz, der mit verstärkter Hast fragt, ob der Junfer krank sei — das Alles hat es der argwöhnischen Mutter und dem ganzen Volke zur Gewißheit gemacht, daß eine Vergiftung stattgefunden. Der Graf Sylvester ist dann, wie man glaubt, an einem Ananas heftig erkrankt, welchen man ihm aus Kossitz sandte. So hat sich zwischen den Familien eine Tradition der Feindschaft auf Leben und Tod gebildet und die Kinder stellen mit ihren Bleisoldaten die feindlichen Heere aus Kossitz und Warwand dar. — Auf diesem Grunde entwickelt der Dichter die lebendige Handlung des Stückes. Graf Rupert findet seinen Knaben todt im Walde und zwei Männer aus Warwand mit blutigen Messern bei der Leiche. Leidenschaftlich, wie er ist, erschlägt er den einen sogleich, dem andern preßt er auf der Folter das Wort aus, das er hören will. Freilich hat man aus dem Munde des Sterbenden nichts weiter als „Sylvester“ gehört, allein es genügt, um dem Grafen und seinem ganzen Volke den Verdacht zur Gewißheit zu machen. An der Leiche des Kindes schwört Ruperts ganzes Haus den Racheid und ein Bote geht nach Warwand mit dem Auftrag: „Sag', daß ich gesonnen sei, an seines Schlosses Stell' ein Hochgericht zu bauen, sag', ich dürste nach sein und seines Kindes Blute.“ Die Wirkung dieser Anklage auf den unschuldigen Sylvester ist vernichtend; als aber auch Jeronimus, ein unparteiischer Mann, dazu sein Freund, ihn des Mordmordes zeihet, sinkt er vernichtet zu Boden. Das aufgeregte Volk erschlägt, während er bewußtlos daliegt, den Herold und Jeronimus wird kaum demselben Schicksal entrißen. Trotz der Gefahr, die ihm droht, will Sylvester nach Kossitz; dort muß ja der Schlüssel des Räthsels liegen. Da bringt der Angstrof der Tochter an sein Ohr, die von einem natürlichen Sohne Rupert's mit dem Dolche verfolgt wird. Von dem Racheschwur, den man in Kossitz geleistet, unterrichtet, drängt sich ihm nun der Glaube auf, daß er das Opfer eines boshaften Planes werden soll. Durch gewisse Umstände wird dieser Glaube wieder wankend. Es ist ja Thatsache, daß Rupert's Sohn von Leuten aus Warwand im Gebirge erschlagen, und daß der Mörder auf der Folter ihn als Mörder genannt; ganz Kossitz glaubt ja an den Mord. Es muß also doch ein Mißverständniß obwalten und auf die Gefahr des Lebens hin beschließt er, nach Kossitz zu gehen. Jeronimus, jetzt von seiner Unschuld überzeugt, soll ihn anmelden. Aber in einer schrecklichen Kette erzeugt ein Unheil das andere. Der Mord des Herolds hat in Kossitz die Leidenschaft zu einem hellen Brande angefacht; Rupert, sich von einem Neze teuflischer Bosheit umstrickt wählend, läßt sein wildes Volk an Jeronimus Vergeltung üben. So scheint Verständigung unmöglich und beide Parteien rüsten sich zum Kampf auf Leben und Tod. — Mit der größten Theilnahme

folgt der Leser der lebendigen Handlung. „Wie in einem Kriminalprozeß, nur daß die Verbrechen fortgehen, sind wir auf die Lösung, auf die erste Schuld begierig; jeden Augenblick werden wir verwirrter, aber auch gespannter: es ist eine Kette von Mißverständnissen, deren Ende wir nicht absehen, da es den Betheiligten selbst verborgen ist.“*) Der Dichter unterbricht diesen rasch fortschreitenden Gang des Unheils durch die Scenen im Gebirge, wo die Kinder, fernab von dem Hasse der Väter, ein liebliches Idyll der Liebe feiern. Sie haben sich hier gefunden, ohne sich zu kennen; nach erfolgter Erkennung halten sie an einander fest, obgleich Jedes von ihnen den Argwohn gegen den Vater des Andern theilt. Wie Agnes, von dem Racheschwur unterrichtet, den auch der Geliebte gegen das ganze Haus ihres Vaters geleistet hat, Gift in dem Quellwasser argwöhnt, das Ottolar ihr reicht und es dennoch trinkt („die Krone sank ins Meer, gleich einem nackten Fürsten werf ich ihr das Leben nach. Er bringe mir Wasser, bringe mir Gift, gleichviel, ich trink es aus“) das ist eine Darstellung, wie sie uns nur ein wahrer Dichter zu geben vermag. Wir ruhen mit Behagen von den wilden Kämpfen aus, die wir mit erlebt haben; wir dürfen auf versöhnenden Ausgang hoffen. Denn was auch bisher verschuldet ist, Alles kann ja doch nur auf einem Mißverständniß beruhen. Bald hat auch Ottolar den Schlüssel des Räthfels in der Hand.

Werfen wir jetzt einen Blick auf den Charakter der Hauptpersonen des Dramas. Graf Rupert in Rossitz ist eine wilde Natur, eigenwillig, tyrannisch gegen das Gesinde, das er durch Peisen ruft, wie die Hunde, und mit Hohn straft, als ihm mit bescheidener Bitte die Klingel gebracht wird. Einsam, wie alle Despoten empfängt er keinen mildernden Einfluß von seiner Familie, die ihm blind gehorchen muß. („Es muß die Flagge weh'n, wohin der Wind.“ — „Er trägt uns, wie die See das Schiff, wir müssen mit seiner Woge fort, sie ist nicht zu beschwören.“) Für den gewöhnlichen Lauf der Dinge mag der Sohn Recht haben, wenn er sagt, daß er ihn „ganz edel nur gekannt.“ Rupert hat eine Ahnung von den hohen Gütern der menschlichen Brust, „Vertrauen, Unschuld, Treue, Liebe, Religion:“ wehe aber, wenn er bei Andern an der Existenz dieser Güter irre wird, wenn sich ihm das Mißtrauen, das er mit sich selbst herumträgt, durch Ereignisse von schlagender Kraft in Gewißheit verwandelt, wenn seine unheimliche Natur vom Sturm der Rache aufgewühlt wird! Da raubt ihm die Leidenschaft die Fähigkeit besonnener Prüfung. „Er wird ganz blaß,“ sagt sein Weib, „das ist ein Zeichen, wie matte Wetterzeichen, stets für mich, ich fürchte einen Sturm.“ Dann zeigt sich seine durch und durch böse Natur. Nicht in einem Schlage entladet sich das Gewitter, eine entsetzliche Gelassenheit bemächtigt sich seiner. Den — unerwiesenen — Mord vergilt er unbedenklich mit gleicher Münze, den Gast übergiebt er der Rache des aufgeregten Pöbels. Und machte die That ihn auch „verlegen,“ so verlegen, daß er sie heuchelnd auf das Werkzeug schiebt, erweckt sie ihm auch das Gefühl der Reue, so ist dieses Gefühl ihm nur ekelhaft und für das schöne Wort seines Weibes, „daß der Augenblick nach dem Verbrechen oft der schönste sei im Menschenleben,“ — hat er kein Verständniß. Was bisher ein geheimer Gedanke seiner Seele war, daß die zwei Stämme „zu nah' gepflanzt seien,“ das tobt die Leidenschaft aus ihm heraus; ihm wäre es recht gewesen, wenn sein Sohn die Tochter des Feindes erschlagen hätte. Das Flehen des Weibes:

„Sprich, o sprich den Segen aus!

Mit Thränen küß' ich deine Kniee, küsse

Mit Inbrunnst deine Hand, die ach! noch schuldig,

*) J. Schmidt Einleit. 43.

Was sie am Altar mir versprach — o brauche
 Sie einmal doch zum Wohltun, gieb dem Sohne
 Die Gattin die sein Herz begehrt, und dir
 Und mir und allen Unstigen den Frieden!“

rührt ihn nicht. Er haßt diejenigen nur tödtlicher, die ihn die Reue haben kosten lassen. „Sie haben zu einem Mörder mich gestempelt, boshaft im Voraus, wohlau, so sollen sie denn Recht gehabt auch haben.“ Ein Meuchelmörder schleicht er im Gebirge umher, um in der Tochter das Herz des Todfeindes zu treffen.

Das ist in seinen Grundzügen der Charakter des Mannes, den der Dichter gezeichnet hat, um uns die unaufhaltsam in's Verderben treibende Macht des Argwohns begreiflich zu machen. Wäre Graf Sylvester, der in Warwand, auch nur annähernd ähnlicher Natur, der Dichter hätte es leicht gehabt, das Verhängniß sich erfüllen zu lassen. Allein er will uns in dem Argwohn eine Macht zeigen, die, einmal in Wirkung, auch edle Naturen überwältigt und erbarmungslos über die Schranken hinauswirft. Mit sichtbarer Liebe zeichnet er uns in Sylvester einen Mann der edelsten Art. Er ist „so stark und doch so sanft;“ leutselig gegen Untergebene, warm zu den Seinen, so ganz zur Liebe und zum Vertrauen geschaffen. Er ist der Einzige in Warwand, der sich frei hält vom Argwohn. Was Alle als Thatfache nehmen, daß Rupert sein Kind vergiftet, wirft er weit von sich, er kann „das alberne Geschwäg nicht leiden.“ Wie er gegen das Schicksal, das ihn Schlag auf Schlag trifft, mit der ganzen Kraft eines rechtschaffenen Herzens und eines besonnenen Kopfes ankämpft, das hat der Dichter mit meisterhafter Hand gezeichnet. Wie sich Sylvester auch dagegen sträubt, daß ein Vubensstück gegen ihn erfunden sei, die Macht der Thatfachen muß ihm böse Zweifel erregen, die sich ihm dann gestalten „fast zur Gewißheit — fast“*) zur vollen Gewißheit fehlen ihm immer noch die Beweise und mit Besonnenheit entwirrt er die Fäden, mit denen sein argwöhnisches Weib ihn umstricken will; mit klarer Logik verwirft er den Vorschlag, Johann, der den Mord gegen seine Tochter versucht hat, foltern zu lassen. Ist die Folter ein Beweis — nun so ist auch er ein Mörder. Immer enger zieht sich der Zauberbaun, aus dem er nicht entweichen kann. „Aus dieser Wirrwarre finde sich ein Pfaffe,“ sagt Jeronimus, „ich kann es nicht.“ Und Sylvester antwortet: „Ich bin dir wohl ein Räthsel, nun tröste dich, Gott ist es mir.“ Als nun auch Jeronimus erschlagen und jede Verständigung zur Unmöglichkeit geworden ist, da finden wir den Unglücklichen aus dem Fenster in die Natur hinausstarrend, deren willenlose Bewegung ihm ein Bild der eigenen Seele ist:

„Es ist ein trüber Tag,
 Mit Wind und Regen viel Bewegung draußen. —
 Es zieht ein unsichtbarer Geist, gewaltig
 Nach einer Richtung Alles fort, den Staub
 Die Wolken und die Wellen.

Sahen wir in Rupert die blinde Leidenschaft, die, aus dem Nichts das Ungeheure bildend, dem Untergange zueilt, so haben wir hier die ruhigste Besonnenheit, welche durch die Schläge des Schicksals in ein Netz unentwirrbarer Räthsel gestoßen, nach redlicher Gegenwehr demselben Abgrunde zugeführt wird. — Die Kunst, welche Kleist in seinen reiferen Werken so meisterhaft übt, die Gebilde seiner Phantasie mit plastischer Kraft vor unser Auge zu stellen, zeigt sich bereits in dieser Jugend-

*) „Fast zur Gewißheit — fast“ lesen wir in dem Text (II. 3.) Ueber diese und andere nicht glückliche Emendationen der Herausgeber vergleiche die dankenswerthe Schrift: „Zu H. v. Kleist's Werken. Die Lesarten der Originalausgaben und die Aenderungen L. Ziel's und J. Schmidt's zusammengestellt von Reinhold Köhler. Weimar 1862.“

dichtung. Wie die Personen vor seinem Geiste stehen, lebendig, mit Fleisch und Blut, so zeigt er sie uns mit wenigen, aber zwingenden Zügen.

Bis dahin folgt der Leser der Entwicklung der Handlung mit der lebendigsten Theilnahme, seine Spannung ist um so größer, als er selbst die Lösung der räthselhaften Ermordung des Sohnes Ruperts noch nicht in Händen hat. „Löst er, sagt Tiel, dieses Räthsel genügend, und zeigt er uns nun tragisch, wie das Hirngespinnst des Argwohns dadurch so schrecklich ist, daß es durch seine abscheuliche Natur leere Träume in Wirklichkeit verwandeln kann; oder gelingt es ihm durch eine letzte und größte Erschütterung die verirrte Leidenschaft zur Erkenntniß ihres Wahnsinns zu bringen und auf heitere und erhebende Weise Alles zu versöhnen, so müssen wir ihm dankbar den Kranz zuerkennen, mit dem Geständniß, daß auf einem neuen Wege etwas Großes zu unserer schönsten Befriedigung ausgeführt sei.“*) Der Dichter erfüllt weder das Eine noch das Andere, und nun gerathen wir mit ihm in einen Zwiespalt, der sich am Schlusse des Stückes in Grauen verwandelt. Wir erkennen zunächst die Ursache des ganzen Wirrwarrs in einem finstern Volksaberglauben, der nur zufällig in den Gang der Handlung eingreift oder vielmehr das Rad in Bewegung setzt. Jene Männer aus Warwand fanden das Kind ertrunken und wollten ihm den kleinen Finger ablösen, um ihn zu Zwecken des Aberglaubens zu benutzen. Das Motiv ist unschön und verlegend; dazu ist Ottokar zu guter Zeit in Besitz dieses Schlüssels gekommen und wir sind um so berechtigter, die Versöhnung zu erwarten. Aber mit grauser Konsequenz spielt sich das Verhängniß zu Ende. Ottokar bestellt in der freudigen Aufregung sein Mädchen in das Gebirg und eilt mit der Entdeckung zum Vater. Den findet er nicht; er selbst wird aber nach einem zurückgelassenen Befehl desselben eingeschlossen. Nun erfährt er, daß jener in's Gebirg gegangen, um Agnes zu tödten. In Verzweiflung stürzt er aus dem Fenster des Kerkers, eilt nach dem bekannten Ort, findet das Mädchen — aber schon schleicht Rupert mit der Mordwaffe um die Höhle. Er kennt den Vater, der sich nicht wird hemmen lassen; es gilt um jeden Preis, die Geliebte zu entfernen, ohne daß sie die Gefahr ahnt. Er beschließt, das eigene Leben zu opfern. Der Dichter entfaltet hier noch einmal sein reiches Talent; den Wechsel der Oberkleider vollzieht Ottokar in einem süßen Liebesgeflüster und während seine Seele erbebt vor der Gefahr, in der das Mädchen schwebt, und vor dem Grausen des eigenen Todes verzaubert er die Geliebte und sich selbst in den Traum des Glückes, das sie nie kosten sollen. Aber wir selbst sind auf eine Folter gespannt, die wir dem Dichter nicht verzeihen können, da sich das Entsetzliche vollendet. Rupert tödtet den eigenen Sohn und Sylvester die Tochter — aus Versehen! — Wir legen mit Grausen das Buch aus der Hand und zürnen dem Dichter mit seiner Kunst, der uns vor unsern Augen die vernünftige Weltordnung zum Wahnwitz verwirrt und uns nun mit dem Angstschrei der Verzweiflung entläßt. Er hat damit sein Werk vollständig vernichtet, und es bedurfte der Schlußverse nicht mehr, in welchem sich die Verzweiflung in vollständiger Tollheit austobt.

Wir haben eine Uebersetzung, nach welcher die Freunde beim Vorlesen des Stückes vor Lachen diese Mordscenen nicht zu Ende hören konnten und eine andere, wonach sie bei der Ausarbeitung des fünften Actes selbst halsen; wir möchten vermuthen, daß sie in den Schlußversen das Gedicht mit dem Dichter persiflirt haben.

„Die auffallende Erscheinung,“ sagt Tiel, „daß in demselben Dichter eine so großartige Vernunft unmittelbar mit einem ganz kleinlichen, fast kindischen Bestreben im Widerspruche stehen

*) Kritische Schriften. II. 30 und 31.

kann, zwingt uns fast, eine seltsame Disharmonie, eine Krankheit vielleicht im Geiste des Dichters anzunehmen.“¹⁾ — Wir haben das Leben des Dichters verfolgt und die Kämpfe seiner Seele erlebt und die Verzweiflung gesehen, mit der er den Boden unter seinen Füßen wanken, die Säulen seines Lebens einstürzen sah. In dieser Stimmung dichtete er „die Familie Schrottenstein.“ Auch der reifste Dichter trägt zu der Fabel und zu dem Gange ihrer Entwicklung etwas hinzu, das aus der eigenen Seele kommt; seine subjektive Stimmung wird die Atmosphäre, in welcher die Träger der Handlung atmen; um wie viel mehr wird nicht der junge Dichter die Begeisterung, den Kampf oder auch den Schmerz seines Herzens in dem Erstlingswerke austönen lassen! Und sollte das Kleist nicht gethan haben? Er, der von seiner „Pentefilea“ schreibt: „Mein ganzes Wesen liegt darin, der ganze Schmerz zugleich und der Glanz meiner Seele!“²⁾ er sollte seine Schmerzen in seiner ersten Dichtung nicht niedergelegt haben? Vergewärtigen wir uns noch einmal das Resultat seiner Kämpfe. Aus innerem Drange hatte er die Bahnen verlassen, auf welchen Tausende dem Hafen einer sichern Existenz zutreiben; freie, vernünftige Selbstbestimmung, Erkenntniß und Tugend waren die erhabenen Ziele, denen er nachstrebte. Ueberall war er gescheitert. Erkenntniß? Es giebt keine! Tugend? Er weiß nicht mehr, was recht ist; er wird sich selbst zum Räthsel. Sein Lebensziel war ihm verloren. Was hatte ihm sein Ringen geholfen? Von einem unsichtbaren Hauche getrieben, schwankt sein Schiff, ob er das Steuer faßt oder händeringend in den dunkeln Horizont starrt. Es ist das traurige Gefühl des Gebundenseins, des Unvermögens, aus dem Banne zu entfliehen, in dem eine fremde Macht ihn gefangen hält, das ihn so elend macht. Die Familie Schrottenstein wurde der Ausklang dieser verzweifeltsten Stimmung. Wir erkennen in dem ringenden und vernichteten Sylvester den Dichter selbst und seiner Brust entquillt Sylvester's Schmerzensruf:

„Gott der Gerechtigkeit!

Sprich deutlich mit dem Menschen, daß er's weiß
Auch, was er soll!“³⁾

Es ist oben erwähnt worden, daß die Schrottensteiner von den Zeitgenossen nicht beachtet worden seien. Einige Stimmen gab es dennoch, die dem Dichter ihre Anerkennung nicht versagten und sich für die Zukunft viel von ihm versprachen.⁴⁾ Huber im „Freimüthigen,“ der Zeitschrift Kogebues, nennt unser Drama „eine Wiege des Genius,“ über der er mit Zuversicht der schönen Literatur unseres Vaterlandes einen bedeutenden Zuwachs weissagt.⁵⁾ Kleist schreibt darüber an seine Schwester: „Ich beschwöre Euch, daß ich noch viel mehr von mir weiß, als der alberne Raub, der Kogebue. Aber ich muß Zeit haben, Zeit muß ich haben!“ — Auch thut mir den Gefallen und leset das Buch nicht, es ist eine elende Schateke.“⁶⁾

Der Dichter hat in der Folge viel Größeres geleistet, aber um das Höchste zu leisten, mußte er das verlorene Gleichgewicht wieder finden. Daß er es nicht fand, hat das Vaterland um seinen größten dramatischen Dichter gebracht. —

¹⁾ Kritische Schriften. II. 34.

²⁾ Die kritische Schriften II. 16.

³⁾ Akt V. 1.

⁴⁾ Roberstein XIII.

⁵⁾ J. Schmidt 41. Das neue Werk: Heinr. v. Kleist von Dr. A. Wilbrandt hat leider nicht mehr benutzt werden können.

⁶⁾ Roberstein 84 und 85.

III.

„Katechismus der Deutschen“ heißt eine merkwürdige Schrift, welche sich unter den vom Professor Köpfe herausgegebenen politischen Aufsätzen Kleist's befindet. Es ist eine Unterredung zwischen Vater und Sohn in 16 Kapiteln und behandelt die Liebe zum Vaterlande, seine Zertrümmerung, den Haß gegen den Erzfeind und die Pflicht seiner Wiederherstellung. Da aber in der Handschrift, welche dem Herausgeber vorlag, zwei Halbbogen fehlten, so finden sich in dem Text zwei bedeutende Lücken. Unvollständig ist das vierte Kapitel; das fünfte und sechste fehlt ganz, ebenso der Anfang des siebenten; ferner das zehnte, elfte und ein Theil des zwölften. Es wird den Freunden Kleist's die Nachricht von Interesse sein, daß sich Herr Präsident Dr. Simson im Besitz einer Handschrift befindet, welche, freilich nicht vollständig ist, aber doch die ersten neun Kapitel und einen Theil des zehnten enthält. Es sind vier Halbbogen; das Papier ist grau, zum Theil schon gelb und was die Hauptsache ist, es sind Kleist's eigene Schriftzüge, welche wir hier vor uns haben. Es war offenbar eine Abschrift dieser Handschrift, welche dem Herausgeber vorlag; wir können bemerken, wie der Abschreiber*) durch das Original irre geführt ward. Wir lesen z. B. bei Köpfe S. 86. „Antwort: Als einem der Hölle entfliegenen Vatermörder“ u. s. w. Der Herausgeber citirt eine ganz ähnliche Stelle aus dem „Räthchen von Heilbronn,“ nur daß dort „Vatermördergeist“ steht. So steht auch im Original, nur daß die Silbe „geist“ unter den dicken Strichen verschwindet, mit welchen an dieser Stelle mehrere Worte getilgt sind (Kleist hatte zuerst „Brudermördergeist“ geschrieben.) — Seite 86 lesen wir „robuste Feldherrn;“ im Original steht „oberste Feldherrn“ freilich so undeutlich, daß die Variante sehr erklärlich wird. Ich mache von der freundlichen Erlaubniß des Herrn Präsidenten Simson mit herzlichem Dank Gebrauch und übergebe die Handschrift der Dessenlichkeit soweit, als dadurch jene Lücken ausgefüllt werden.

IV. (Politische Schriften S. 85.)

(Letzte Worte des Textes bei Köpfe: „Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll.)

- Fr. Wozu haben die Deutschen, die erwachsen sind, jetzt allein Zeit?
 Antw. Das Reich, das zertrümmert ward, wieder herzustellen.
 Fr. Und die Kinder?
 Antw. Dafür zu beten, daß es ihnen gelingen möge.
 Fr. Wenn das Reich wieder hergestellt ist; was magst du dann mit deinem Bruder, der deinen Vogel nicht fütterte, thun?
 Antw. Ich werde ihn schelten; wenn ich es nicht vergessen habe.
 Fr. Noch besser aber ist es, weil er dein Bruder ist?
 Antw. Ihm zu verzeihn.

V.

Von der Wiederherstellung Deutschlands.

- Fr. Aber sage mir, wenn ein fremder Eroberer ein Reich zertrümmert, mein Sohn; hat irgend jemand, wer es auch sei, das Recht, es wieder herzustellen?
 Antw. Ja, mein Vater, das denk' ich.

*) Vergl. Köpfe: Kleist's polit. Schrift. 8.

- Fr. Wer hat ein solches Recht, sag' an?
 Antw. Jedweder, dem Gott zwei Dinge gegeben hat: den guten Willen dazu und die Macht, es zu vollbringen.
 Fr. Wahrhaftig? — Kannst du mir das wohl beweisen?
 Antw. Nein, mein Vater, das erlass' mir.
 Fr. So will ich es dir beweisen.
 Antw. Das will ich dir erlassen, mein Vater.
 Fr. Warum?
 Antw. Weil es sich von selbst versteht.
 Fr. Gut! — Wer nun ist es in Deutschland, der die Macht und den guten Willen und mithin auch das Recht hat, das Vaterland wieder herzustellen?
 Antw. Franz der Zweite, der alte Kaiser der Deutschen.

VI.

Von dem Krieg Deutschlands gegen Frankreich.

- Fr. Wer hat diesen Krieg angefangen, mein Sohn?
 Antw. Franz der Zweite, der alte Kaiser der Deutschen.
 Fr. In der That? — Warum glaubst du dies?
 Antw. Weil er seinen Bruder, den Erzherzog Carl, ins Reich geschickt hat, mit seinem Heere, und die Franzosen, da sie bei Regensburg standen, angegriffen hat.
 Fr. Also, wenn ich mit Gewehr und Waffen neben dir stehe, den Augenblick erlauernd, um dich zu ermorden, und du, ehe ich es vollbracht habe, den Stock ergreiffst, um mich zu Boden zu schlagen, so hast du den Streit angefangen?
 Antw. Nicht doch, mein Vater, was sprach ich!
 Fr. Wer also hat den Krieg angefangen?
 Antw. Napoleon, Kaiser der Franzosen.

VII.

Von der Bewunderung Napoleons.

- Fr. Was hältst du von Napoleon, dem Korsen, dem berühmten Kaiser der Franzosen?
 Antw. Mein Vater, vergieb: das hast du mich schon gefragt.

(Vergleiche: Köpfe S. 85.)

X.

Von der Verfassung der Deutschen.

- Fr. Wer ist der Herr der Deutschen?
 Antw. Die Deutschen, hast du mich gelehrt, haben keinen Herrn.
 Fr. Die Deutschen hätten keinen Herrn? Da hast du mich falsch verstanden. Dein eigener Herr, z. B. ist der König von Sachsen.
 Antw. Der König von Sachsen?
 Fr. Ja! der König von Sachsen!

Antw. Das war dieser edle Herr, mein Vater, als er noch dem Vaterlande diente. Er wird es auch wieder werden, so gewiß, als er zu seiner Pflicht, die ihm befiehlt, sich dem Vaterlande zu weihen, zurückkehrt. Doch jetzt, da er sich, durch schlechte und bestochene Rathgeber verführt, den Feinden des Reichs verbunden hat, jetzt ist er es für die Wackeren unter den Sachsen nicht mehr, und dein Sohn, so weh es ihm thut, ist ihm keinen Gehorsam schuldig.

Fr. So sind die Sachsen ein unglückliches Volk. — Sind sie die Einzigen, oder giebt es noch mehrere Völker in Deutschland, die keinen Herrn haben?

Antw. Noch viele, mein lieber Vater.

Hier bricht die Handschrift mit dem Ende des vierten Halbbogens ab. Die Lücke dieses Kapitels ist noch nicht ganz ausgefüllt. Vergl. Köpfe. S. 89.